

Die Ursünde des Gottesvolkes

Von Gerhard Lohfink

Zum inneren Leben

Unsere Arbeit

Woher kommt das nun, daß so viel geklagt wird und jeder sich über seine Arbeit beschwert, daß sie ihn behindere, obwohl sie ihm doch von Gott gegeben ist, der niemand ein Hindernis in den Weg legt? Woher stammt die Unruhe im Gewissen, wo doch die Arbeit von Gottes Geist kommt? Man hadert und stiftet Unfrieden! Wisse: Nicht die Arbeit macht dich unzufrieden, sondern die Unordnung, die du in deine Arbeit hineinträgst. Tättest du deine Arbeit, wie du sie nach Recht und Billigkeit tun solltest, hättest du Gott lauter und ausschließlich im Sinn und nicht dich selbst. Würdest du weder Gefallen noch Mißfallen lieben und suchtest du bei deiner Arbeit weder eigenen Nutzen noch eigene Lust, sondern nur die Ehre Gottes, kurz: Diente deine Tätigkeit Gott allein, so könnte es nie zu Selbstvorwürfen oder einem schlechten Gewissen kommen. Wahrlich, ein geistlicher Mensch sollte sich schämen, seine Arbeit so unordentlich und so unlauter getan zu haben, daß sie ihn – wie er selbst bekennt – quält. Denn auf diese Weise erfährt man, daß seine Werke nicht in Gott, nicht in rechter, lauterer Meinung getan waren, noch aus wahrer, lauterer Liebe zu Gott und zum Wohl des Nächsten. Daran, ob du zufrieden bleibst (bei deiner Arbeit) oder nicht, sollst du und sollen auch andere erkennen, ob du nur im Hinblick auf Gott gearbeitet hast.

Johannes Tauler. Aus: „Quellen geistlichen Lebens – Das Mittelalter“. Hg. von Gisbert Greshake und Josef Weismayer (Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1985).

Der Anruf

Der Anruf aus dem Innern ist das Gewissen. Christen identifizieren es mit der Stimme Gottes. Nicht ein *Es* meldet sich zu Wort, sondern ein *Er*. Oft geschieht dies wortlos, als Erinnerung, als Bild, als Wegzeichen. Im Traum ergeht es uns so, und wir haben nach dem Erwachen alle Mühe, die undeutlichen Chiffren zu entschlüsseln. Oft ist es aber auch ein klares Wort, das auf Antwort wartet. Sie kann heißen: Ja, das will ich tun. Oder auch: Dies darf auf keinen Fall mehr geschehen. Niemals genügt es, nur den Ruf zu hören.

Hans Kanitz in: „Die Sonne im Korb“ (Verlag Herder, Freiburg 1984).

Schweigen – so und so

Es gibt auch ein Schweigen aus Angst oder Hemmungen vor dem Leben, das Schweigen aus Stolz, das Schweigen aus Feigheit oder das Schweigen aus öder Stumpfheit, wenn man nichts zu sagen weiß. All dies hat natürlich mit dem meditativen Schweigen nicht das geringste zu tun. Das Schweigen kann auch aus einem Zwang erfolgen, und dann ist es zumindest fragwürdig. So kann man sich überlegen, ob die allgemeinen Redeverbote in strengen Klöstern einem wirklichen inneren Schweigen entsprechen. Natürlich können derartige Redeverbote auch in Meditationskursen oder während Exerzitien sinnvoll sein für solche Menschen, die zur Geschwätzigkeit neigen, die alles gleich mitteilen und die Zunge zuvorst haben, die nichts für sich behalten können. Hier ist von außen auferlegte Disziplin notwendig. Meditatives Schweigen ist auch nicht ein Schweigen, das isoliert. Im Gegenteil, wer zu Schweigen weiß, kann den Mitmenschen verstehen. Zum Verstehen des Eingehens auf den Mitmenschen muß man zuhören können. Zuhören aber verlangt Schweigen der eigenen Stimme. Es gibt auch ein Schweigen in harmonischer Eintracht. Zwei Menschen können beispielsweise während einer Wanderung lange schweigend nebeneinander hergehen und in diesem schweigenden Miteinander eine Gemeinsamkeit von der höchsten Intensität erleben.

Jürg Wunderli in: „Schritte nach innen“ (Herderbücherei, Bd. 1178, Freiburg 1985).

Die Erzählung von Paradies und Sündenfall am Anfang der Genesis handelt nicht von einem Urstand, den der Mensch verloren hat, erst recht nicht von einem goldenen Zeitalter am Morgen der Geschichte, sondern von den Erfahrungen Israels. Sie deutet Erfahrungen, die Israel in seiner eigenen Geschichte immer wieder gemacht hat. Allerdings formuliert sie diese Erfahrungen nicht in der Form des historischen Referats, sondern in Bildern und Symbolen, die dem kollektiven Unbewußten der Menschheit entstammen. Da ist von einem Garten die Rede, von Bäumen, die in ihm wachsen, von einem Strom, der ihn bewässert, von Engeln, die ihn bewachen, und von einer Schlange, die den Menschen zum Bösen verführt. Diese Bilder und Symbole sind keineswegs *primitiv*, denn auch das Unterbewußtsein des modernen Menschen läßt noch immer all diese Symbole tief in sich wachsen. Noch weniger darf man sagen, die Bilder und Symbole am Anfang der Genesis seien *naiv*, denn sie beschreiben in staunenswerter Genauigkeit die wahre Situation des Menschen. Sie sagen, was der Mensch von Gott her sein könnte und was er in Wahrheit geworden ist.

Sie sagen: Der Mensch könnte der *Erde* ganz nahe sein. Er könnte in der Welt wie in einem Garten leben. Dieser Garten wäre zwar kein Schlaraffenland. Der Mensch müßte den Garten der Welt bearbeiten (Gen 2,15). Aber es wäre ein Garten voll Schönheit und Fruchtbarkeit.

Der Mensch könnte zugleich den *Tieren* ganz nahe sein. So nahe, daß er jedem Tier den richtigen Namen gäbe (Gen 2,20), das heißt aber, daß er das innerste Wesen eines jeden Tieres begreifen würde.

Der Mensch könnte aber auch dem *Menschen* ganz nahe sein, so nahe, daß er voller Freude der Frau sagte: „Du bist nun endlich Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (Gen 2,23).

Der Mensch könnte schließlich seinem *Gott* ganz nahe sein. So nahe, daß man mit dem Buch Genesis (3,8) sagen dürfte: *Gott geht in der Abendkühle im Garten spazieren.*

Der Mensch könnte reines Vertrauen sein – Vertrauen zu der Erde, zu den Tieren, zu den Menschen, zu Gott! Der Mensch lebte in der Kraft dieses Vertrauens in einer unendlichen Freigabe, Welt zu bauen und Welt zu gestalten. Alles stünde ihm offen. Von allen Bäumen des Gartens der Welt dürfte er essen (vgl. Gen 2,16). Aber diese Freiheit des Menschen und diese Schönheit der Welt wären nur möglich, solange inmitten des Gartens unantastbar jener eine Baum stünde, von dem niemand essen darf (Gen 2,17). Die Freiheit des Menschen und die Schönheit der Welt wären nur möglich, solange inmitten der Welt das *Gebot Gottes* stünde. Es ist ganz sinnlos zu fragen, welches Gebot mit dem Baum in der Mitte des Gartens im einzelnen gemeint ist. Es ist *das* Gebot schlechthin. Es ist der gute, heilschaffende Wille Gottes. Alles hängt daran, daß dieser Wille Gottes in der Mitte der Welt steht und geachtet wird.

Was der Mensch sein könnte, was er ist ...

Um es noch einmal zu sagen: Was hier in wunderbar einfachen und eindringlichen Bildern geschildert wird, ist kein goldenes Zeitalter der Welt, das irgendwann einmal war, ist aber auch keine bloße Utopie, die man sich am Abend erträumt, sondern ist das, was der Mensch von Gott her sein könnte. Die Schöpfung hätte sich so entwickeln können, wie es die Erzählung vom Paradies schildert. Diese Entwicklung lag als reale Möglichkeit in Gottes Heilswillen beschlossen. Sie war in der Schöpfung angelegt. So wollte Gott die Erde. Die Erzählung in Gen 2f. sagt aber nicht nur, was der Mensch von Gott her sein könnte, sondern auch, was er geworden ist. Der Mensch mißbraucht ständig die Freiheit, die Gott ihm einräumt. Von allen Bäumen der Welt darf er ja essen – er hat unermeßliche Möglichkeiten – nur von dem einen Baum in der Mitte darf er nicht essen. Das heißt: Das Gebot Gottes, den gütigen Willen Gottes, der ihm das Leben einräumt, ihn muß er stehen lassen, wie er ist. Hier darf er nichts antasten. Hier muß er vertrauen.

Aber gerade das tut der Mensch nicht. Er traut Gott nicht. Er befürchtet, daß ihm etwas entgeht. Er hat Angst, daß ihm etwas vorenthalten wird. Er will selbst alles sein. Er will sein wie Gott (Gen 3,5). Er will sein eigener Gott sein. Er will nicht unter dem Heilsplan Gottes leben. Er will nur seine eigenen Pläne. Er will sein eigener Plan sein.

Und eben das ist die Sünde. Eben das ist der andauernde Sündenfall, der die menschliche Geschichte durchzieht. Die Folgen sind furchtbar. Dem Menschen gehen zwar die Augen auf, aber was er sieht, ist nichts anderes als

seine Nacktheit (Gen 3,7). Er hat durch die Sünde keine neuen Möglichkeiten gewonnen, sondern im Gegenteil unendliche Möglichkeiten verspielt. Die Möglichkeiten, die Gott in die Schöpfung hineingelegt hatte, entfalten sich nicht. Die Erde, die so schön sein könnte, ist verflucht um des Menschen willen (Gen 3,17). Die Tiere, die dem Menschen so nahe sein könnten, bleiben ihm fremd und feindlich. In der Erzählung vom Sündenfall wird die Schlange, die auf dem Bauche kriecht und dem Menschen nach der Ferse schnappt, zum Symbol des fremden und unheimlichen Tieres (Gen 3,14f). Das ist natürlich formuliert innerhalb des Erfahrungsraumes des orientalischen Menschen. Wir brauchen heute an die Stelle der Schlange nur wuchernde Krebszellen zu setzen, um zu wissen, wie furchtbar wahr die Geschichte von Gen 2f. ist. Die Erde, die so schön sein könnte, ist verflucht um des Menschen willen, weil dieser die guten Möglichkeiten der Schöpfung ständig pervertiert. Die Arbeit, die so herrlich sein könnte, wird zur Sklavenarbeit (Gen 3,17). Das Verhältnis von Mann und Frau, das so frei sein könnte, wird durch Herrschaft und Tyrannei bestimmt (Gen 3,16). Die Erzählung vom Sündenfall zeigt mit unbestechlicher Nüchternheit: Die Sünde schließt die Menschen nicht wirklich zusammen: sie stiftet keine Gemeinschaft. Der Mann verrät der Frau in der jämmerlichsten Weise und schiebt ihr alle Schuld zu – ja, er gibt sogar Gott noch die Schuld: „Die Frau, die du mir beigegeben hast, sie hat mir von dem Baum gegeben, und da habe ich gegessen“ (Gen 3,12). Die Sünde verbindet nicht, sondern sie trennt. Der Mensch ist niemals so einsam wie im Augenblick der Sünde.

Das Exil – am Anfang

Es ist wohl deutlich geworden: Die sogenannte Ursünde, die am Anfang der Genesis erzählt wird, ist in Wahrheit die ständige Sünde des Menschen, die die Geschichte durchzieht und die Schöpfung pervertiert. Sie ist aber vor allem die ständige Sünde *Israels*, denn es ist ja das Gottesvolk, das in der Genesis seine eigenen Geschichtserfahrungen deutet. Das Land, das Israel von Gott geschenkt wurde, hätte ein Paradies sein können, ein Land, das von Milch und Honig fließt – und es ist durch die fortwährende Verweigerung Israels zu einem Land der Dornen und Disteln (Gen 3,18) geworden. Die Erzählung vom Sündenfall reflektiert also nicht nur die Sünde der Menschheit, sondern vor allem den ständigen Sündenfall Israels. Wenn am Ende von Gen 3 die Vertreibung aus dem Paradies erzählt wird, so ist das wie eine unheimliche Vorahnung des späteren Exils. Es geht deshalb im zweiten und dritten Kapitel des Buches Genesis nicht um Spekulationen über die Anfänge der Menschheit, sondern um eine sehr reale, erlebte und erlittene Geschichte. Es geht um die Geschichte des Gottesvolkes.

Alles, was in der Erzählung von Paradies und Sündenfall beschrieben wird, erfährt dann bei Jesus seine Zuspitzung. Was Israel schon immer erfahren hat, findet in der Geschichte Jesu seine Eskalation und seine letzte Eindeutigkeit. In Jesu Handeln bricht plötzlich wieder durch, was Gott an unendlichen Möglichkeiten in die Schöpfung hineingelegt hat. In seinen Taten blitzt mit einem Male wieder die Schönheit jenes Paradieses auf, das die Welt sein könnte: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium verkündigt (Mt 11,5).

In der Mitte des Gartens

Vor allem aber: Das, was die Erzählung vom Sündenfall so unbestechlich geschildert hatte, wie nämlich die Sünde die Menschen voneinander isoliert und entfremdet, wendet sich nun bei Jesus ins Gegenteil: Er bringt es fertig, daß die Menschen sich wieder vertrauen und daß sie einander zu Brüdern und Schwestern werden, so daß Familie in einem ganz neuen und noch nie erreichten Sinn entsteht. Das dritte Kapitel des Markusevangeliums (3,31–35) und viele andere Texte der Evangelien erzählen von der Sammlung dieser neuen Familie. In ihr wird das wahr, was in der Paradiesesgeschichte an Möglichkeiten menschlicher Nähe angeklungen war.

Entscheidend ist nun freilich die Voraussetzung, die dieses Aufbrechen des Paradieses mitten in der Welt unabdingbar hat: Jesus lebt ganz dem Willen Gottes hingegen. Ihm ist der Wille des Vaters, der gute, heilschaffende Wille des *abba*, die absolute, unantastbare Mitte seines Lebens. An diesen Baum in der Mitte des Gartens rührt er nicht. Er spricht sogar noch im Angesicht der drohenden Hinrichtung: „Lieber Vater ..., nicht was ich will, sondern was du willst, soll ge-

schehen“ (Mk 14,36). Daß die neue Familie des wahren Israel von Gott her Wirklichkeit wird, hat gerade zur Voraussetzung, daß die Menschen nicht ihre eigenen Pläne durchsetzen, sondern sich ganz dem Heilsplan Gottes hingeben. Deshalb formuliert Jesus: „Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter“ (Mk 3,35). So bricht bei Jesus das durch, was die Genesis als *Paradies*, das heißt als die Schönheit und den unendlichen Reichtum der Schöpfung geschildert hatte.

Allerdings bricht in der Reaktion auf Jesus zugleich auch mit letzter Eindeutigkeit durch, was die Genesis als Sündenfall geschildert hatte: Daß der Mensch sich Gott nicht anvertraut. Daß er lieber seinem eigenen Willen folgt als dem Willen Gottes. Daß ihm seine eigenen Pläne wichtiger sind als der Plan Gottes. Im Grunde will er sein eigener Gott sein. Deshalb kann er nicht anerkennen, daß in Jesus Gott selbst Gegenwart ist. Deshalb muß er Jesus verteufeln.

Nicht verschleiern, sondern aufdecken

Im Markusevangelium wird berichtet, daß Schriftgelehrte, die von Jerusalem gekommen waren, also offenbar eine offizielle Gruppe von Theologen, über Jesus urteilen: „Er ist von Beelzebul besessen; mit Hilfe des Anführers der Dämonen treibt er die Dämonen aus“ (Mk 3,22). Nicht nur das Alte, auch das Neue Testament erzählt also vom Sündenfall, Markus 3,22 ist sogar der schrecklichste Sündenfall, den es je in der Geschichte gegeben hat. Es ist ein furchtbares Geschehen: Gerade dort, wo Gott voller Güte und Liebe in der Welt handelt, wo er das geplante Paradies aufleuchten läßt, wo die Lahmen gehen und die Aussätzigen rein werden, verweigert sich der Mensch. Gerade dort sagt er: Ich will das alles nicht, es ist vom Teufel. Erst an dieser unbegreiflichen Verweigerung wird klar, was Sünde ist. Erst hier wird endgültig klar, daß unser heute so beliebtes Wegerklären von Sünde und Schuld mit Hilfe der Psychologie viel zu kurz greift. Gewiß, es gibt Sünden aus Unwissenheit, aus Beschränktheit, aus Borniertheit, aus vorgegebenen Zwängen. Aber es gibt eben auch die Sünde der persönlichen Verweigerung gegen das Heil, das Gott in der Welt schaffen will. Es gibt die Sünde, die sagt: „Ich will das alles nicht.“

Das Neue Testament lehrt uns: Gerade dort, wo der Plan Gottes in der Welt gelingen könnte, erhebt sich diese Sünde. Wir müssen also mit ihr rechnen. Ja, wir müssen damit rechnen, daß sie sich in uns selbst erhebt.

Das ist die *conditio humana*, die wahre Situation des Menschen. Das Großartige an der Bibel ist, daß sie diese Situation des Menschen nicht verschleiern, sondern schonungslos aufdeckt. Wir mögen das zwar nicht. Wer mag schon, daß ihm die Masken abgerissen werden. Aber nur wenn sie uns abgerissen werden, können wir die Herrlichkeit der neuen Welt sehen, die Gott in dieser Geschichte schaffen will.